

Barbara Wenz, geboren 1967 in der Südpfalz, lebt und arbeitet als Autorin und freie Journalistin seit über zehn Jahren in Mittelitalien, schreibt unter anderem für das Vatican-Magazin und hat einen literarischen Reiseführer über bekannte und unbekannte Pilgerorte in Mittelitalien veröffentlicht.

BARBARA WENZ

# Das Farnese-Komplott

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Qual è colui che forse di Croazia  
viene a veder la Verónica nostra,  
che per l'antica fame non sen sazia,  
ma dice nel pensier, fin che si mostra:  
»Signor mio Gesù Cristo, Dio verace,  
or fu sí fatta la sembianza Vostra?«*

*Wie jener, der vielleicht aus Kroatien  
zu unserer Verónica mit altem Sehnen kommt,  
und sich nicht satt an ihrem Anblick sehen kann,  
und der – bis er davorsteht – zu sich selber sagt:  
»Mein Herr Jesus Christus, wahrer Gott,  
wie hat Dein menschliches Gesicht denn nun ausgesehen?«*

Dante Alighieri, Die Göttliche Komödie, 1307–1321

*Die Menschen haben ein Gesicht,  
ein unwiederbringliches Gesicht verloren,  
und wer möchte nicht jener Pilger sein,  
der in Rom das Schweifstuch der Verónica erblickt  
und gläubig flüstert: »Jesus Christus, mein Gott,  
wahrer Gott, so also hat Dein Gesicht ausgesehen?«  
Wüssten wir in Wahrheit, wie es aussah,  
so besäßen wir den Schlüssel zu den Gleichnissen  
und wüssten, ob der Sohn des Zimmermanns  
auch der Sohn Gottes war.  
Paulus sah es als Licht, das ihn niederwarf.  
Johannes sah es als Sonne,  
wenn sie in ihrer höchsten Leuchtkraft steht.  
Teresa de Jesús sah es viele Male,  
in ein stilles Licht getaucht,  
und konnte doch nie  
die Farbe der Augen genau angeben.*

Jorge Luis Borges, Borges und ich, 1960

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: [photocase.com/john krempf](http://photocase.com/john_krempf)  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2014  
ISBN 978-3-95451-313-0  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

## Prolog

Der weiße Fiat Multipla bremste ab und fuhr an den rechten Fahrbahnrand. Unter dem gelben Licht der Straßenlampen wand sich ein schmerzgekrümmter Mensch neben der Seitenlinie. Schwester Immacolata stieg aus, ohne den Warnblinker einzuschalten, und schloss die Fahrertür ebenso sachte wie sorgfältig. Noch nie in ihrem Leben hatte sie eine Autotür zugeworfen. Schwester Immacolata hasste laute Geräusche.

Die Nonne näherte sich entschlossen dem stöhnenden Bündel, einem etwa sechzigjährigen Mann in olivfarbenem Jogginganzug und schwarzen Nike-Laufschuhen. Die randlose Brille, mit Blut und Erde verschmiert, hing nur noch mit einem Bügel an seinem linken Ohr. An der Stelle, an der sich das rechte befinden sollte, klaffte eine große Fleischwunde. Der kahle Schädel war blutüberströmt, an einer eingedrückten Stelle glänzte eine gräuliche Masse, die sie für das Gehirn hielt. Hüfte und Beine waren verdreht wie bei einer Schlumperlpuppe. Als Kind hatte sie so eine besessen, mit Bohnenkernen gefüllt. Oder waren es Graupen gewesen? Niemand tat Graupen in eine solche Puppe. Schwester Immacolata fielen sie nur ein, weil sie eine ähnliche Farbe hatten wie die spitzen Knochen, die aus Unterschenkel und Hüfte des Schwerverletzten ragten.

Sie beugte sich zu dem Mann hinunter, dessen Stöhnen in ein unruhiges Gemurmel übergegangen war.

Gut, dass der Habit schwarz ist, dachte sie, während sie sich in den Matsch aus Blut, Urin und Sand kniete. Sie sog scharf die Luft ein. Diesen Geruch kannte sie. Ihr Großvater hatte sie oft zur Jagd mitgenommen. Frisch aufgebrochenes Wild. Er verhieß den Tod.

»Ich kann Sie nicht verstehen, dottore. Mi dispiace«, sagte sie begütigend und versuchte vorsichtig, den Verletzten ein wenig aufzurichten. »Gleich geht es Ihnen besser, gleich, Sie werden sehen.«

»... muss ihn warnen, mein Gott ... noch so viel zu tun ... hat den Schlüssel nicht ...«, stammelte der Mann.

»Sono spiacente, dottore. Alles wird gut.« Nachdem sie ihm mütterlich mit einem Zipfel ihres Schleiers das Blut aus dem Gesicht getupft und seinen Kopf in ihre Arme gebettet hatte, richtete sie ihre Augen gen Himmel, um zu beten.

Schwester Immacolata sprach das Amen. Dann brach sie dem Verletzten mit einer einzigen, kraftvollen Bewegung das Genick.

Sie wischte sich die Hände an ihrem Habit ab und ging gemessenen Schrittes zurück zum Auto, dessen rechten Kotflügel sie eingehend inspizierte. Danach zog sie ihr Handy aus dem Handschuhfach und wählte per Kurzwahl eine Rufnummer.

Die Leitung war frei. Nach dem ersten Klingeln wurde abgehoben.

»Pronto? Sì! Farnese hier.«

Schwester Immacolata berichtete knapp und sachlich, was sich ereignet hatte.

Man war mit ihr zufrieden.

## 1

*Rom, März 2007*

»Monsignore Farnese, bitte, Ihren priesterlichen Segen für mich und meine Familie.«

Krista Winther, frischgebackene Rom-Korrespondentin des »Frankfurter Allgemeinen Anzeigers«, betrachtete lächelnd die Szenerie. Der erste Ansturm von Römern, die hier in Faustos Bar in der Via delle Grazie ihr Frühstück im Stehen einnahmen, war vorüber. Auch der hochgewachsene Geistliche in schwarzer Soutane mit violetter Schärpe, der einen Cappuccino und ein Cornetto, ein gefülltes Hörnchen, bestellt hatte, wandte sich bereits zum Gehen. Obwohl in Eile, kam er geduldig der Bitte von Fausto – dem Besitzer des Lädchens – nach. Er schob sich mit einer lässigen Geste die teure Sonnenbrille in die Stirn, setzte seine schwarze Umhängetasche ab und hob die Rechte, um mit anmutigem Schwung ein Kreuz in die Luft zu zeichnen und die lateinische Segensformel zu sprechen. Seine italienisch gefärbte Aussprache war weich und klang wie eine Liebeserklärung. Krista schaute ihm fasziniert hinterher: Dieser Monsignore las die Messe bestimmt nicht vor leeren Bänken.

Mit wohligem Seufzen lehnte sie sich zurück und bestellte noch einen Cappuccino. Seit zwei Tagen genoss sie nun schon die Erfüllung ihres Lebenstraums, auf den sie seit ihrem Journalistikstudium zäh hingearbeitet hatte: Rom-Korrespondentin einer renommierten deutschen Tageszeitung. Eigenes Büro mit angeschlossener großzügiger Altbauwohnung in einem ruhigen Viertel nahe den vatikanischen Mauern. Blick auf die Kuppel des Petersdoms inklusive.

Da waren nur noch ein paar Kleinigkeiten zu erledigen, zum Beispiel der Umzug und davor zunächst einmal der Auszug von Manfred Moorstein, ihrem Vorgänger, dem Grandseigneur unter den deutschen Vaticanisti, der sich nur widerwillig von seinem Domizil im Borgo Angelico trennte, das er seit den Tagen des 1978er Konklaves bewohnte. Krista konnte ihm den Abschiedsschmerz nachfühlen. Er war ein umständlicher Herr in den Sechzigern, das

Überbleibsel einer Generation von Rom-Korrespondenten, die sie bei sich die »Alte Garde« nannte: Tiefgläubig, erzkatholisch, voller Leidenschaft für den Beruf – aber eben nicht gerade das, was man einen objektiven Berichtstatter genannt hätte. Dennoch, er verfügte über eine Menge wertvoller Beziehungen in dieser Stadt, wie Krista nur zu gut wusste: Seine Empfehlung konnte ihr Türen öffnen, die ansonsten verschlossen blieben. Die Übergabe der Wohnung war zum Ende der Woche verabredet, und noch immer hatte er nicht einmal die Hälfte seiner Bibliothek in Kisten verpackt.

Fausto, der mit der typischen Bewegung des erfahrenen Barista Milch in einem Alukännchen aufgeschäumt hatte, servierte ihr gut gelaunt den Cappuccino, wobei er das spitze Kinn Richtung Eingang reckte.

»Ein Farnese! Die haben sogar einmal einen Papst gestellt. Kardinäle, Großinquisitoren, ziemlich gute Exorzisten in der Familie. Die Männer sind seit fünfhundert Jahren mit der Kirche verbandelt. Der Junge wird's noch weit bringen.«

Krista frühstückte erst seit zwei Tagen in seiner Bar, aber Fausto räumte ihr bereits großzügig Stammgaststatus ein. Seine Familie kam aus Bari.

»Farnese? Römischer Adel, oder?«

»Sì«, sagte Fausto und nickte. »Haben Sie sein Profil gesehen? Ein Jammer. Meine Frau sagt immer, gutes Blut kastriert man nicht. Der letzte Abkömmling eines großen Hauses sollte nicht ausgerechnet Priester werden, Sie verstehen?«

Krista schüttete ein Päckchen Zucker in ihren Kaffee. Im Gegenlicht dieses blendenden römischen Morgens hatte sie keine Einzelheiten erkennen können, aber die Eleganz der Bewegungen des Priesters und die Wärme seiner Stimme hatten sie beeindruckt.

Fausto nahm ein Geschirrtuch und begann, die Gläser trocken zu reiben. »Und als ob es einen Ausgleich bräuchte, bringt diese Familie nicht nur ergebene Gottesmänner hervor, sondern auch erstklassige Wahrsagerinnen. Mächtige Streghe!« Er hielt das Glas prüfend gegen das Licht und polierte nach.

Streghe – Hexen? In einer der ältesten und der Kirche ergebsten Familien Roms? Das wäre allerdings interessant. Krista

wischte sich mit einer Papierserviette den Milchschaum von der Oberlippe. »Sie lassen sich segnen und glauben an Hexen?«

»Proprio tedesco«, lachte Fausto. »Typisch deutsch. Meine Frau geht zur Tante des Farnese, die liest die Zukunft in den Träumen und den Sternen, ich gebe Ihnen ihre Telefonnummer. Wenn Sie Hilfe brauchen, Sie wissen schon. Vielleicht wegen eines Sohnes, der nicht kommen will, oder im Beruf. Ein lästiger Vorgesetzter, der Ihnen im Weg steht? Bianca Donatella Farnese weiß Rat. Für alles andere ist unser Herrgott zuständig. Der Segen eines Priesters kann nie schaden, schon gar nicht der eines Farnese.«

Krista erkannte die Logik in Faustos Worten und beschloss, sich bei Moorstein über diese Familie zu erkundigen.

Als sie die abgetretenen Travertinstufen zur Bürowohnung emporstieg, hatte sie die kleine Unterredung mit Fausto bereits vergessen. Die Tatsache, dass ihre künftige Arbeitswohnung im vierten Stockwerk eines Hauses ohne Fahrstuhl lag, erfüllte sie mit gemischten Gefühlen. Einerseits würde sie einen herrlichen Ausblick über die Dächer Roms haben, andererseits ... Sie hielt kurz inne, um zu verschnaufen. Sicher würde sie die Treppen bald im Laufschrift nehmen können, ohne auch nur ein einziges Mal außer Puste zu geraten. Wenn ihr Vorgänger nur endlich seinen Auszug bewältigt bekäme.

Der Duft von schmorendem Linsengemüse mit reichlich Knoblauch durchzog das Treppenhaus und erinnerte sie daran, dass sie den altgedienten Vatikanisten zum Essen einladen sollte. Ihr Mentor war ein großer Freund italienischer Esskultur, und auch wenn sie ungeduldig auf seine Abreise wartete, so wollte sie ihm doch die letzten Tage in Rom so schön wie möglich gestalten. Zufrieden mit ihrem guten Vorsatz schritt sie mit neuem Schwung aus und wäre fast gestolpert, weil Nero, Moorsteins schwarzer Kater, laut kreischend und knurrend zwischen ihren Beinen hindurchschoss, als ob er den Leibhaftigen gesehen hätte. Kopfschüttelnd schaute Krista dem verstörten Tier hinterher. Während sie sich noch über dessen Verhalten wunderte – sie kannte Nero als überaus träge, ewig schlafende Genusskatze –, gelangte sie an die schwarze doppelflügelige Eingangstür, die von einem Türklopfer aus Messing

geziert wurde. Sie stand einen Spaltbreit offen. Manfred hatte vermutlich den Kater hinauslassen wollen.

Krista trat ohne zu zögern ein. Sie kannte den Weg in das hintere Büro, wo Manfred sie immer erwartete.

Ihre Schritte hallten in dem halb ausgeräumten Korridor, in dem sich bereits die Umzugskartons türmten. Sie stolperte über einen Bücherstapel, konnte sich aber noch fangen. Auf der Schwelle zu dem weitläufigen Arbeitszimmer blieb sie verblüfft stehen: Manfred war nicht da, dabei hätte sie geschworen, dass er hier saß und rauchte, der aromatische Duft seiner schwarzen Zigaretten erfüllte noch den Raum.

Sie machte einen Schritt nach vorn und wunderte sich über die Kälte, die herrschte – Manfred froh leicht, und der Winter war für römische Verhältnisse lang gewesen in diesem Jahr. In dem stilvollen Kamin mit der grauen Marmorverkleidung hätte ein Feuer flackern sollen. Doch statt Flammen fing sich darin mit jammerndem Geräusch ein Luftzug. Plötzlich nahm Krista die feine, aber ungewöhnliche Note von Thymianduft wahr. Jemand trat von hinten an sie heran. Noch bevor sie sich umdrehen konnte, schob sich eine klauenförmige Hand über ihren Mund. Krista versuchte, Luft zu holen, fühlte, wie sie umklammert wurde, und taumelte schwer gegen die Kante des Schreibtischs. Sie warf sich zur Seite, trat nach hinten aus, schlug mit dem freien Arm um sich und bekam ein Stück glatten Stoff zu fassen. Sie riss und zerrte. Der Stoff wollte ihr entgleiten. Ein Fingernagel brach ab. Vom Gewicht des Angreifers in die Knie gezwungen, schlug sie hart auf dem Boden auf. Etwas gab mit hässlichem Geräusch nach. Die Umklammerung löste sich für einen kurzen Moment. Während sie gierig nach Luft schnappte, erkannte sie mit ungläubig geweiteten Augen die violette Schärpe eines Monsignore in ihrer Hand. Dann folgte ein Krachen an ihrer Schläfe, das Violett verfärbte sich, wurde zu dunklem Purpur. Füllte ihr gesamtes Gesichtsfeld aus, um schließlich ihr Bewusstsein auszulöschen.

Eine helfende Hand setzte ihr ein Glas, gefüllt mit Moorsteins bestem Vecchia Romagna, an die Lippen. Erstaunt bemerkte sie, dass sie auf Manfreds Couch im Arbeitszimmer lag, unter dem

Kopf ein Kissen, sodass sie ohne Anstrengung trinken konnte. Sie war durstig, sehr durstig.

»Basta, basta, eh«, hörte sie eine beruhigende männliche Stimme, die ihr bekannt vorkam. Als sie sich nach einigem Mühen aufrichtete, erkannte sie den Priester aus Faustos Bar, der ihr sanft das Glas entwand und entschlossen den Rest des Cognacs in sich hineinkippte. Krista mühte sich, ihre Beine über den Couchrand zu schwingen und den schmerzenden Kopf oben zu halten. Leise stöhnend musterte sie ihr Gegenüber, dem die große Menge an Alkohol die Tränen in die Augen getrieben hatte.

»Die Krokodilstränen der Inquisition, die pflichtschuldigst über dem bedauernswerten Opfer vergossen werden?«, schnappte sie.

Er schaute verwirrt in das leere Cognacglas. »Vielleicht besorge ich Ihnen lieber etwas Wasser, Signorina.«

»Sparen Sie sich Ihre barmherzigen Gesten!« Wütend richtete sie sich auf, sackte aber im selben Moment wieder zusammen und griff sich an die Schläfen. »Verdammt noch mal!«

»Mein Name ist Lorenzo Emilio Farnese. Bitte nehmen Sie meine Entschuldigung an, ein Missverständnis, ich dachte ...«

»Sie dachten, Ihrer Familie gehört halb Rom, da können Sie unbehelligt damit durchkommen, in ein Pressebüro einzubrechen und eine Journalistin niederzuschlagen?«

Krista stieß ihn von sich und stand ächzend auf. Sie humpelte ein paar Schritte, hob die Schärpe auf und warf sie mit Verve in seine Richtung. Er fing den Stoff mit einer geschickten Handbewegung auf und machte sich in aller Ruhe daran, seine Amtskleidung wieder in Ordnung zu bringen.

»Wenn Sie mir zuhören würden, Signorina, könnte ich Ihnen meine Anwesenheit hier erklären.« Mit einem Seufzer strich er eine widerspenstige schwarze Haarsträhne aus der Stirn.

»Die Polizei, die ich umgehend anrufe, wird Ihrem Bericht sicher atemlos folgen«, gab Krista zurück und blickte sich suchend nach dem Telefon um. Erst jetzt fiel ihr auf, dass auf Manfreds Schreibtisch, der mit dem üblichen Durcheinander aus Manuskripten, Zeitungsartikeln und aufgeschlagenen Büchern bedeckt war, Telefon und Notebook fehlten. »Teufel noch mal. Was ist hier eigentlich los?«

Monsignore Farneses Mundwinkel zuckten unwillig.

»Ein Einbruch, vermute ich. Und Moorstein ist verschwunden.«

Krista, die ihr Handy gezückt hatte, hielt inne. »Verschwunden?«, echote sie.

Lorenzo Farnese nickte langsam. »La Polizia ist bereits unterwegs. Ich habe sie angerufen, kurz bevor Sie – eh – hier eintrafen.« Er folgte Kristas Blick auf den herausgerissenen Telefonanschluss. »Mit dem Cellulare ... meinem Handy! Wenn Sie bitte so freundlich wären?« Mit gesenkten Lidern deutete er auf das fransige Ende seiner Fascia, der violetten Soutanenbinde, die er sich um die schmale Taille gewickelt hatte.

Es war ihr bisher noch nicht aufgefallen, weil er seine Hände geschickt zu bewegen verstand: An der linken Hand Lorenzo Farneses fehlten die beiden letzten Finger, die Narben waren blutrot, die Handfläche bizarr verformt. Beim Nähertreten nahm sie erneut den feinen Thymianduft wahr, der von ihm ausging. Behutsam schlug sie das Ende der Fascia um, zog es unter dem Bund durch und zupfte sie zurecht. Dann trat sie einen Schritt zurück, um das Ergebnis zu prüfen. »Sitzt es so korrekt?«

»Perfetto, ich danke Ihnen.«

Er bedeckte die entstellte Linke mit der unversehrten Rechten und senkte den Kopf. Von der Seite wirkten seine Züge strenger als von vorn; fast hätte Krista ihn schön genannt, wäre da nicht die scharf geschnittene Nase gewesen – und die verkrümmte Hand. Unterhalb der Schläfe zog sich eine leichte Röte über sein fein geschwungenes Jochbein, einziger Ausdruck seiner Verlegenheit. Darunter zeichneten sich bläuliche Bartschatten ab. Krista fragte sich, was einen solchen Mann bewogen hatte, ausgerechnet Priester zu werden.

»Was ist mit Ihrer Hand passiert?«, fragte sie. Einen Moment lang dachte sie, er würde ihr nicht antworten. Dann hob er den Kopf und schaute ihr gerade in die Augen.

»Eine Autobombe.«

Kristas Verwirrtheit wich Bestürzung.

»Ein Anschlag? Hier? *Im Vatikan?*«

»Madre Santissima!« Er schlug ein Kreuz. »In Bagdad. Irak!«

»Aber – wieso?« Krista ließ sich in einen von Manfreds Ledersesseln fallen. Lorenzo atmete heftig aus.

»Wieso? Weil Krieg herrscht, wie Sie vielleicht schon mitbekommen haben. Ich bin Militärkaplan; meine Aufgabe ist es, Teile der italienischen Truppen dort zu betreuen – oder besser: Sie war es bis zu diesem Attentat.« Sein Versuch zu lächeln misslang.

Krista rieb sich angestrengt die Nasenwurzel. »Jetzt erinnere ich mich. Manfred hat mir von Ihnen erzählt.«

Es war bei einem ihrer ersten Telefongespräche vor einigen Monaten gewesen; der altgediente Journalist und Vatikanspezialist hatte sich zerstreut gezeigt und sich ausführlich dafür bei ihr entschuldigt. Ein Freund, ein italienischer Priester, sei bei einem Attentat im Irak schwer verletzt worden und auf dem Weg in ein römisches Krankenhaus, wo man hoffe, seine linke Hand noch retten zu können. Manfred hatte ihr erzählt, dass er ein Beuteltchen mit kandiertem Ingwer für diesen Freund besorgen wolle, als Genesungsgeschenk. Vor allem deshalb erinnerte sie sich noch gut an diese Episode.

Krista hasste Ingwer.

*Jerusalem, Nisan des Jahres 33*

Sie hatten ihn so schnell begraben wie möglich. Die übel riechenden Miasmen aus dem Bauch der Erde, die sich im Moment seines Todes mit einem zornigen Krachen geöffnet hatte, wollten den ganzen Sabbat lang nicht weichen. Sie vermischten sich mit dem lehmfarbenen Staub, der die Luft erfüllte und in die Hütten, Häuser und Paläste eindrang. So durchdringend war dieses Gemisch, dass es auch vor dem Allerheiligsten im Tempel nicht halt machte. Der Vorhang war zerrissen, und wegen des Sabbats war niemand gekommen, um ihn zu ersetzen. Gottes Zorn war erkaltet und hatte sich schließlich in Hagel und Graupelschauern über der Stadt entladen. Selbst die Vögel schwiegen und duckten sich unter den Schlägen der zerplatzenden Eiskörner. In den Häusern zündeten sie die Öllampen noch vor dem Abend an, doch ihr Schein kam gegen die Finsternis, die sich ausgebreitet hatte, nicht an.

Zäh klebten die Schatten an den verputzten Wänden der Halle in Josef von Arimathäas Behausung. Trüb wie Mondsteine schimmerten die Augen von Maria, der Mutter Jesu. Zusammen mit Maria, der Mutter des Jakobus, und Maria Magdalena hatte sie Zuflucht bei dem Mann gefunden, der als einer der letzten Getreuen noch übrig war.

Josef berichtete wieder und wieder davon, wie er den Leichnam des Meisters im tosenden Unwetter vom Holz genommen, in ein Leintuch eingeschlagen und in das Felsengrab gebracht hatte.

Dort, endlich im Trockenen und unter dem Schein zweier Öllampen, konnte er tun, was Aufgabe der Frauen gewesen wäre: den gemarterten Körper pfundweise mit Myrrhe und Aloe einstreichen, ihn mit Leinenbinden umwickeln und ein letztes Gebet sprechen. Er konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob es ihm gelungen war, den schweren runden Stein noch vor Sonnenuntergang vor die Graböffnung zu wälzen; aber es spielte keine Rolle mehr.

Josef von Arimathäa hatte sich verunreinigt nach einem Gesetz, das ihm nichts mehr bedeutete. Er starrte auf seine flatternden Hände, auf deren Pflege er immer viel Wert gelegt hatte; jetzt

waren sie fleckig und verklebt, mit gelben Rändern unter den Nägeln von der Balsammischung, die er in einer dicken Schicht auf den Leichnam Jesu aufgetragen hatte, als ob er die grauenhaften Wunden noch im Tod dazu bringen könne, sich zu schließen.

*Sie haben meine Hände und Füße durchbohrt, / ich kann meine Knochen zählen. Sie teilen meine Kleider unter sich / und werfen das Los um mein Gewand.*

Er stimmte den Psalm laut an, dessen Zeilen ihm wieder und wieder in den Kopf kamen.

In der Stille nach dem Gebet betrachtete er das Gesicht Maria Magdalenas. Die Strenge ihrer Züge, die tief liegenden Augen, die Linien neben Nase und Mund, all das verlieh ihr eine herbe Schönheit. Nichts Liebliches, Sanftes und Weiches war an ihr, ebenso wenig wie an den Hängen des Sinai, dachte er verwundert. Bisher hatte er sie immer nur mit einem spinnwebfeinen Schleier gesehen, der glänzte wie das Innere einer Muschelschale und machte, dass das Licht gnädig auf ihr Gesicht fiel. Josef, der sich mit kostbaren Stoffen auskannte, schätzte den Wert dieses Schleiers auf mindestens neunhundert Denare – mehr als zweieinhalb Jahre harte Arbeit für einen einfachen Tagelöhner –, das Kostbarste, das Maria Magdalena je besessen hatte: Ein Schleier aus Perlmutterfäden, so delikatschwebend; hätte Josef ihn über eine Thorastelle geworfen, er hätte dennoch mühelos daraus rezitieren können. Nur dass er ihn nicht auf die Heilige Schrift, sondern nach dem Wunsch Marias als Schweiß Tuch auf das Antlitz des Mannes gelegt hatte, der ihr geliebter Rabbuni gewesen war. Josef erkannte in dem Moment, in dem er die von der Folter entstellten Züge sachte mit dem Schleiertuch bedeckte, die wahre Bedeutung seines Tuns: Dies war nicht das Abschiedsgeschenk einer Jüngerin, sondern die Liebesgabe einer hingebungsvollen Frau – und er hatte ihr nach seiner Rückkehr freundlich zugewinkt, zum Zeichen, dass alles nach ihrem Willen geschehen sei. Es schien sie zu trösten, und Josef, der erst im letzten Herbst seine zweite Frau beerdigt hatte, konnte das verstehen.



Auch in dieser Nacht verloschen die Lampen nicht. Und Maria Magdalena, die auf einem Teppich zusammen mit Maria, der Mutter von Jesus, und Maria, der Mutter von Jakobus, lagerte, schlief endlich ein.

Verwirrt blickt sie um sich. Alle um sie her sind in Schlaf gefallen. Der Schein der Lampen hat sich verändert. Zuerst weiß sie nicht, was fehlt, oder ist etwas hinzugekommen? Das Flackern und Blaken hat aufgehört. Die Öllampen brennen ruhig und mit klarem Licht, das Balsam für ihre rot geweinten Augen ist. Sie denkt, dass sie aufstehen sollte, und im selben Moment findet sie sich stehend. Endlich ist der Sabbat vorüber, und sie kann nach Seinem Grab schauen.

Es ist noch früh, die Sonne ist noch nicht über den Rand der Erde gekrochen. Maria wundert sich, dass die Straßen Jerusalems voller Menschen sind. Die Gewänder, die sie tragen, sind allesamt weiß. Nur das Rascheln ihrer Stoffe ist zu hören. Von Weitem erkennt sie das Richtertor – auch dort hatte Schweigen geherrscht, als man Ihn hindurchführte. Ein Büttel nannte Seinen Namen und das Verbrechen, das Er begangen haben sollte. Die geifernde Menge wurde mit einem Schlag still. Niemand rief jenes erlösende Wort, das das Todesurteil, wenn nicht aufgehoben, doch wenigstens aufgeschoben hätte. Gemäß altem Brauch konnte die versammelte Menge protestieren, wenn der Abgeurteilte durch das Richtertor geführt wurde. Die letzte Möglichkeit, ein allerletzter Ausweg, danach gab es keine Hoffnung mehr.

Maria Magdalena will sich nicht aufhalten und schreitet gesenkten Hauptes kräftiger aus. Es wird allmählich hell.

Sie erkennt den Eingang eines Grabes, der bewacht wird, und dass tatsächlich Schnee gefallen ist; er hat die schlafenden Wachen überpudert wie mit Mehl aus einer gigantischen Kornmühle.

Er hängt als feiner Kristallstaub in den Haaren des Engels, der ihr in den Weg tritt und sie in seine Arme hebt, bevor er mit einem einzigen entschlossenen Schritt durch den Stein hindurchgeht, der die Grabkammer verschlossen hält.

In der Grabhöhle tobt ein Sturm, der die Felsen knirschen lässt. Der Leichnam liegt in hartes Leinen gehüllt auf einem steinernen Tisch. Draußen schiebt sich das erste Drittel der Sonnenscheibe

über den Horizont. Maria Magdalena kniet, umfasst von den Armen des Engels, auf dem Boden, die Augen weit aufgerissen, die Hände vor der Brust. Nach dem Sturm erschüttert ein Erdbeben die Höhle, und nach dem Erdbeben fängt die Luft an zu brennen. Erst als Stille eintritt, in der ihre Ohren anfangen zu klingen, schlägt der Engel sachte seine Flügel vor ihr Gesicht. Alles, was sie jetzt noch wahrnimmt, ist ein sanftes, leises Säuseln. Es ist das gleiche Säuseln, das Elija einst das Gesicht verhüllen und vor seine Höhle treten ließ, als der Herr vorüberzog. Maria Magdalena weiß, dass kein Lebender den Herrn schauen kann. Es dauert zehn, zwölf Herzschläge lang. Dann gleißt ein Blitz so hell, dass er das Flügelpaar des Engels und ihre geschlossenen Augenlider durchdringt. Über den Bergen im Osten löst sich die Sonnenscheibe vom Horizont, um aufzusteigen.

Maria Magdalena kriecht auf allen vieren hinüber, dorthin, wo Er aufgebahrt ist. Ihre Hand greift immer wieder ins Leere. Mühsam stemmt sie sich empor. Wirft sich auf den Steintisch, sucht Ihn mit ihrem ganzen Körper. Und findet Ihn nicht.

Das Grab ist leer.

Als Maria Magdalena die Augen öffnete, fand sie sich neben den anderen Frauen, wie sie eingeschlafen war – ihre Finger verkrallt in den Leinenvorhang, der ihre Schlafecke von dem großen Hauptraum abteilte. Sie sprach ein Gebet, spülte sich den Mund mit Wasser, nahm einen Schluck Wein. Endlich war der Sabbat vorüber, und sie konnte nach Seinem Grab schauen.

Es war noch früh, die Sonne war noch nicht über den Rand der Erde gekrochen.